

Rechtsgeschichte

www.rg.mpg.de

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg13>
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 13 (2008)
<http://dx.doi.org/10.12946/rg13/205-207>

Rg **13** 2008 205–207

Michael Stolleis

Leiden an der Bundesrepublik

Leiden an der Bundesrepublik*

Man erwartet einen der spannendsten Briefwechsel der deutschen Staatsrechtslehre des 20. Jahrhunderts, den zwischen der großen »bête noire« Carl Schmitt und seinem neben Ernst Rudolf Huber wohl bedeutendsten Schüler Ernst Forsthoff. Erhalten sind Briefe, Briefentwürfe, Postkarten und Telegramme, 218 von Forsthoff und 141 von Schmitt. Doch ist schon die Verteilungskurve dieser Korrespondenz merkwürdig. Die ersten 16 Nummern liegen in den Jahren 1926 bis 1934, dann folgen nur noch eine Gratulationskarte (1936) und ein Kondolenzbrief (1942). Mit anderen Worten: Fast die gesamte NS-Zeit bleibt eine große weiße Fläche. Das mag daran liegen, dass es im August 1933 eine schwere Störung des Verhältnisses gab, weil Forsthoff sich für die Unterstützung des »Halbjuden« Arnold Ehrhardt eingesetzt, Schmitt aber Hilfe verweigert hatte. Die Tagebücher scheinen dies, wie deren Herausgeber Wolfgang Schuller berichtet, zu bestätigen.¹ Möglicherweise ist aber auch viel an kompromittierendem Material vernichtet worden. Vor allem Briefe von Schmitt fehlen, auch aus der Nachkriegszeit. Schon im ersten Brief von 1948 spielt Forsthoff auf einen vorhergehenden Brief Schmitts an (»meine Briefschuld Ihnen gegenüber«), den wir aber nicht kennen.

Der Schwerpunkt des Briefwechsels liegt also in den Jahren 1948 bis 1974. Wir blicken in eine Korrespondenz, die keinesfalls für die Öffentlichkeit bestimmt war. Schmitt und Forsthoff vertrauten einander, tauschten sich aus, ließen ihren Gefühlen freien Lauf, berichteten sich auch das Übliche aus dem Universitätsalltag, Erfreuliches von Tagungen, Reisen und Familie, aber vor allem viel Ärgerliches. Trotz des Alters-

abstands und einer im Charakterlichen liegenden inneren Distanz kamen sich Lehrer und Schüler in der Nachkriegszeit immer näher. Was sie verband, war der Ingrim gegenüber den nun tonangebenden Kreisen der Bundesrepublik. Schmitt saß in Plettenberg und litt unter der Ausschließung von der Öffentlichkeit. Seit der Veröffentlichung des »Glossarium«, seiner Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951 (1991), ist der aggressive, larmoyante und eitle Sprachduktus dieses alternden genialischen Staatsdenkers bekannt. Besonders seine antisemitischen Ausfälle haben seinem ohnehin längst rampolierten Ansehen als moralische Person weiter geschadet. Forsthoff hatte auf seinem Weg von Frankfurt nach Hamburg und Königsberg, von da nach Wien und nach Heidelberg Schwierigkeiten mit dem Nationalsozialismus erlebt, nun setzten sie sich in der Bundesrepublik mit umgekehrten Vorzeichen fort. Je mehr er sich in Heidelberg isoliert fühlte, desto näher rückte er Schmitt. Nun konnte man Giftigkeiten über Kollegen austauschen, etwa gegen Radbruch, Friesenhahn, Peters, Smend, Kaufmann, Jellinek, Bilfinger, v. d. Heydte oder Hennis, konnte gegen die »Methoden der Liberalen und Demokraten« wettern und von der Gründung der Zeitschrift »Der Staat« (1962) eine »monopolbrechende Wirkung« erhoffen. Forsthoff wurde oft gekränkt, etwa durch ein politisch gestörtes Wiener Ehrendoktorat, durch Vorbehalte in der eigenen Zunft und bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, vor allem aber durch die Tatsache, dass man ihm immer wieder das kleine Buch »Der totale Staat« (1933) vorhielt, ohne sein Œuvre insgesamt zu würdigen. Dass er am Ende seines Lebens eine »Verrohung und Ver-

* Briefwechsel Ernst Forsthoff–Carl Schmitt (1926–1974), hg. von DOROTHEE MUSSGNUG, REINHARD MUSSGNUG und ANGELA REINTHAL in Zusammenarbeit mit GERD GIESLER und JÜRGEN TRÖGER, Berlin: Akademie Verlag 2007, X, 592 S., ISBN 978-3-05-003535-2

1 W. SCHULLER, Eine große Rührung, in: FAZ v. 24. Dezember 2007, 37.

pöbelung unseres öffentlichen Lebens« konstatierte, als gerade die Heidelberger Universität in den Wirbel von 1968 geriet, ist ohne weiteres nachvollziehbar. Das Ressentiment gegen die »1945er« oder das Reden vom »geistigen Morgenthauptplan« gehörte zum Verkehrston derjenigen, die nach 1945 ihre Posten und Privilegien verloren hatten oder sich unter Wert geschätzt sahen. In der Distanzierung Forsthoffs gegenüber der Universität lag aber auch die Trauer desjenigen, der noch die humboldtsche Form der Universität erlebt hatte und von ihr geprägt war. Es sind private, ungeschützte Äußerungen. So interessant und unverzichtbar für eine Wissenschaftsgeschichte des öffentlichen Rechts viele dieser Briefe sind, vor allem wo sich die Partner wirklich auf dogmatische oder verfassungsgeschichtliche Fragen einlassen, so bleibt ein Gefühl zurück, eigentlich einer privaten Unterhaltung zu lauschen, von der man manches lieber nicht gehört hätte. Aber da die Briefe nun einmal das Licht des Buchdrucks erblickt haben, werden sie auch ihr Eigenleben führen.

Das Bild, das man inzwischen aus vielen Brief- und Tagebuchveröffentlichungen von Carl Schmitt gewonnen hat, wird sich durch diesen Band kaum ändern. Im Privaten lernt man hier eher einen sehr sorgsam lesenden und korrespondierenden, fürsorglichen Schmitt kennen, für den die Korrespondenz mit dem an der Universität lehrenden Forsthoff als Zugang zum »Leben« wichtig war. Auch das Bild von Forsthoff ändert sich nicht wirklich. Er bleibt in diesen Briefen, von aller Missstimmung abgesehen, der große Verwaltungsrechtler und konservative Zeitdiagnostiker. Seine unerfüllte Sehnsucht war ein starker, neutraler Staat, der sich nicht von den gesellschaftlichen Kräften hin und her werfen lassen sollte. Insoweit blieb er ganz nah bei Schmitt, der eher bereit war, eine Diktatur zu

unterstützen als einen Staat zu ertragen, der ihm zur »Entscheidung« unfähig schien. Trotz der nostalgischen Elemente seines Staatsbildes war Forsthoffs Blick auf Verwaltungswirklichkeit und Verwaltungsrechtsdogmatik realistisch und weitsichtig. Ein systematisches, argumentativ auf die Rechtsprechung eingehendes Werk wie das meisterhafte Lehrbuch des Verwaltungsrechts hätte der distanzierte Artist Schmitt gar nicht schreiben können oder wollen. Forsthoff war mit Recht stolz auf dieses Buch und er genoss das Lob von Carl Schmitt.

Der Band wird von Reinhard und Dorothee Mußnug mit eingehenden biographischen Ausführungen zu Schmitt und Forsthoff eröffnet, wobei Schmitt in etwas zu mildem Licht erscheint, während Forsthoff mit Recht der weitaus größere Raum gewidmet wird. Wir erfahren vieles über dessen berufliche Schwierigkeiten vor und nach 1945, über Konflikte und Kollegen, aber auch über die bekannten Ebracher Seminare. Die dann folgende Edition der Briefe ist musterhaft. Manche privaten Dinge sind jedoch herausgekürzt, mindestens einmal auch eine wohl allzu scharfe Charakteristik eines Kollegen. Ein gutes Drittel des ganzen Bandes wird schließlich von dem sorgfältigen Kommentar eingenommen, den vor allem Dorothee Mußnug verfasst hat. Die allermeisten Anspielungen sind aufgelöst, die genannten Personen identifiziert. Die zeitgeschichtlichen Hintergründe werden erklärt, etwa über Forsthoffs Amtszeit auf Zypern, aber auch über die Auseinandersetzungen in der Vereinigung der deutschen Staatsrechtslehrer. Zahlreiche Abbildungen und Faksimiles der Briefe, Quellenverzeichnisse und Auswahlbibliographien runden das Ganze ab. Soll man den Band bei Schmitt oder Forsthoff ins Regal stellen? Ich entscheide mich für Forsthoff. Der parallel hierzu erschienene Briefwech-

sel Carl Schmitts mit Hans Blumenberg 1791–1978 (Frankfurt, Suhrkamp, 2007) müsste dann bei Blumenberg seinen Platz finden, bei dem-

jenigen mit dem höheren spezifischen Gewicht also.

Michael Stolleis

Allwissende Kollegen

Deutsche Frühneuzeitgeschichte am Ende des 20. Jahrhunderts*

Wissenschaftler beziehen ihre Fachautorität unter anderem aus dem, was sie einfach ignorieren dürfen. Im deutschen Sprachraum klafft zwischen Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte eine erstaunlich breite Kluft. Gerade die Geschichte der Geschichtswissenschaft wird im Deutschen traditionell als die Geschichte von Habilitationen, Lehrstuhlbesetzungen und Universitätsinstituten aufgefasst. Sie wird auch am Beginn des 21. Jahrhunderts gerne als Feld akademischer Identitätspolitik bespielt (unter dem Motto: »Ich und meine Vorläufer«). Vor allem aber wird sie über weite Strecken so betrieben, als ob es die methodischen Instrumente der neuen Wissenschaftsforschung nicht gäbe. Man könnte auch boshaft vermuten, dass Foucault, Bourdieu und Latour zwar von den Kollegen gerne zitiert, aber weit weniger genau gelesen werden – jedenfalls nicht dann, wenn sie über ihr eigenes Fach schreiben.

Jaana Eichhorns Dissertation über die bundesdeutschen Frühneuzeithistoriker im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts ist an vielen Stellen amüsant, überraschend und erfrischend zu lesen, auch wenn sie insgesamt den spröden Charme der Qualifikationsarbeit nicht verleugnet. Die Autorin hat einen wachen Sinn für die Aporien und den stellenweise absurden Gebrauch akademischer Sprachhülsen. Was bedeutet es, fragt sie, wenn eine Publikation in ein und demselben

Text als »Antwort auf ein schwerwiegendes Forschungsdesiderat« und gleichzeitig als »im Trend der Forschung liegend« bezeichnet werden kann? Unter welchen Bedingungen arbeitet sich eine Disziplin über Jahrzehnte an einem kontroversen Begriff – nämlich »Absolutismus« – ab, ohne zu weiterführenden und für alle verbindlichen Ergebnissen zu kommen? Verstehen wirkliche alle Historiker unter dem Begriff »Ego-Dokumente« dasselbe? Und was trennt diejenigen Erforscherinnen und Erforscher des 16. und 17. Jahrhunderts, die über das »Alte Reich« arbeiten, von ihren Kolleginnen und Kollegen, die sich mit den Hexenverfolgungen derselben Epoche beschäftigen?

Die akademischen Klientel- und Patronagebeziehungen, die in inoffiziellen Selbstbeschreibungen deutschsprachiger Historiker seit Wolfgang Webers »Priester der Clio« eine große Rolle spielen, kommen bei Eichhorn nur am Rand vor. Im Kern ist ihr Buch eine Studie über akademische Begriffsbildung und über die unterschiedlichen Instrumente historischer Selbstdarstellung während einer der großen Wachstumsperioden des Fachs – in den drei Jahrzehnten nach 1954 stieg die Zahl aller Geschichtswissenschaftler in der alten BRD um das Sieben-, die ihrer Assistenten um das Zwanzigfache. An den historischen Debatten über das »Alte Reich« und um die Hexen der Frühen Neuzeit zeigt

* JAANA EICHHORN, *Geschichtswissenschaft zwischen Tradition und Innovation. Diskurse, Institutionen und Machtstrukturen der bundesdeutschen Frühneuzeitforschung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, 476 S., ISBN 978-3-89971-294-0